

Inklusive Pädagogik: Geht alles anders

Henri wollte mit Down-Syndrom aufs Gymnasium. Das löste eine bundesweite Debatte aus. Was wurde aus ihm? Von [Ulrich Schnabel](#)
[Aus der ZEIT Nr. 14/2019](#) 27. März 2019 DIE ZEIT Nr. 14/2019, 28. März 2019

Geht alles anders

Über ihren Sohn hat Kirsten Ehrhardt ein ganzes Buch geschrieben: *Henri* heißt es. Untertitel: *Ein kleiner Junge verändert die Welt*. Das bringt die große Hoffnung der Journalistin Ehrhardt zum Ausdruck: Dass die Geschichte ihres Sohnes tatsächlich alles verändern möge – zumindest den Umgang mit behinderten Kindern hierzulande.

Denn Henri hat das [Down-Syndrom](#). Aufgrund eines Genfehlers ist seine geistige Entwicklung verlangsamt, er hat ein auffallend rundes Gesicht und vieles, was anderen Kindern leichtfällt, macht ihm Mühe. Manche stempeln ihn als "geistig behindert" ab, seine Mutter sagt: "Henri hat eben andere Fähigkeiten."

Vor fünf Jahren wurde der damals Elfjährige mit einem Schlag bundesweit bekannt, als seine Mutter im Fernsehen auftrat. In der Talkshow von Günther Jauch berichtet sie, dass ihr Sohn im baden-württembergischen Walldorf von der Grundschule aufs [Gymnasium](#) wechseln wolle – auch wenn er dem Unterricht kognitiv nicht folgen könne. Er wolle aber unbedingt mit seinen Freunden aus der Grundschule zusammenbleiben. "Die Normalität, die wir jetzt vier Jahre lang aufgebaut haben, ginge sonst verloren", sagt Ehrhardt vor über vier Millionen Zuschauern.

Als das Walldorfer Gymnasium Henri mit der Begründung ablehnte, man sehe sich mit dem Unterricht geistig Behinderter im Gymnasium unter den gegenwärtigen Umständen überfordert, brach ein medialer Empörungsturm los. Der "Fall Henri" wurde zum Präzedenzfall der [Inklusion](#) stilisiert, das Gymnasium Walldorf als rückständig und behindertenfeindlich beschimpft (obwohl dort schon lange Schüler mit allen möglichen Einschränkungen unterrichtet wurden). Eine Petition für Henris Aufnahme fand im Internet 30.000 Unterstützer. Die damalige Direktorin Marianne Falkner wurde deswegen gar mit der Nazi-Tradition in Verbindung gebracht.

Doch es gab auch eine Gegenpetition, die sogar Eltern unterzeichnet hatten, deren Kinder mit Henri die Grundschule besuchten. Viele fühlten sich von der kämpferischen Ehrhardt gegen ihren Willen vereinnahmt. Manche erklärten ausdrücklich, ihre Kinder sollten nicht mehr mit Henri in eine Klasse gehen.

Heute hat sich die Aufregung gelegt, auch Henris Geschichte hat geradezu ein Happy End gefunden. Und obwohl sie in vielerlei Hinsicht speziell ist – kaum ein Schüler mit [Down-Syndrom](#) will aufs Gymnasium, nicht jeder hat eine Journalistin als Mutter –, beschreibt sie eindrücklich, wie weit der Streit über Inklusion gehen kann und wo ihre Grenzen liegen.

Schwerpunkt Inklusion

Einblicke in Henris Leben lassen sich heute nur über Gespräche mit seinen Eltern oder seiner Lehrerin gewinnen. Er solle nicht ständig im Rampenlicht stehen, sondern "in Ruhe lernen", sagt seine Mutter, die ihn selbst bekannt gemacht hat. Auch im Klassenzimmer sind Journalisten nicht erwünscht. Henri besucht heute die Realschule in Walldorf, die sich kurioserweise im selben Gebäude wie das dortige Gymnasium befindet. Nur die Farbe des

Bodenbelags trennt die beiden Schulformen, in der Pause laufen sich ihre Schüler ständig über den Weg.

Mit seinen früheren Klassenkameraden hat Henri dennoch kaum mehr etwas zu tun. Im Zuge des Streits vor fünf Jahren ließen ihn seine Eltern eine Klasse wiederholen, um Zeit zu gewinnen. In diesem Jahr traf Henri seinen besten Freund aus Kindergarten-Zeiten wieder, mit dem er jetzt die Realschule besucht.

Es fehlt der politische Druck

"Wir sind froh, dass es ihm gut geht", erzählen seine Eltern. Das liege an Henris Klassenlehrerin, die sei "ein Sechser im Lotto". Ob das Gymnasium dennoch die bessere Alternative gewesen wäre? "Für uns ist das Thema erledigt", sagt Kirsten Ehrhardt. Wichtig sei, "dass Henri Freunde hat und in seinen Fähigkeiten gefördert wird".

Der "Sechser im Lotto" heißt Corinna Heger, eine junge Lehrerin, die mit Begeisterung von "ihrer" Klasse erzählt. 23 Schüler habe sie insgesamt, neben Henri gebe es noch zwei weitere Förderschüler mit Lernproblemen. **Neun Stunden in der Woche kommt eine Sonderpädagogin in die Klasse, zusätzlich hat Henri den ganzen Tag eine eigene Begleitperson an der Seite; er hätte sonst Mühe, sich in dem großen Schulgebäude zurechtzufinden und wohl auch damit, im Unterricht still zu sitzen.**

Für ihre unterschiedlichen Schüler muss Heger die Aufgaben stark differenzieren. "Behandeln wir zum Beispiel das Thema Wahrscheinlichkeiten, wo es um Münzwurf oder Kartenziehen geht, beschäftigt sich Henri eben mehr mit dem Werfen von Münzen oder dem Ziehen von Karten", sagt sie. Die anderen Schüler mühen sich dann um die theoretische Abstraktion. "Wichtig ist, dass sie am selben Thema arbeiten, diskutieren und gemeinsam Ergebnisse präsentieren können; nur so wird Inklusion möglich."

Ist es für Henri nicht frustrierend, wenn seine Klassenkameraden Dinge können, die er nicht kann? "Deshalb sehen die Arbeitsblätter auf den ersten Blick für alle gleich aus, obwohl Henri andere Aufgaben bekommt." Am Anfang habe sie daher viel Aufklärung in der Klasse betreiben müssen, sagt Corinna Heger, "manche Kinder fanden es auch ungerecht, wenn Henri weniger Hausaufgaben bekam". Aber mittlerweile sei das gegenseitige Verständnis gewachsen, und ihr mache der Unterricht in dieser Klasse große Freude. "Wenn man sieht, dass die Schüler oft mehr lernen, als man denkt, motiviert das enorm."

Für den Konrektor der Realschule, Thomas Lazarus, zeigen sich an Henris Fall die Faktoren für eine gelingende Inklusion. Dazu brauche es nicht nur ein engagiertes Lehrerteam und die richtige Ausstattung, sondern auch möglichst kleine Klassen und eine Doppelversorgung mit zwei Lehrkräften. Zudem müssen auch die Schüler zusammenpassen und die Eltern mitziehen wollen. "Wenn das alles zusammenkommt, klappt die Inklusion. Sonst eben nicht."

Henris Eltern zufolge fehlt aber vor allem eines: der politische Druck. In erster Linie müsse man endlich die Sonderschulen schließen. Solange das nicht geschehe, komme man mit der Inklusion nicht voran. "Derzeit halten wir ein Riesen-Sondersystem, das Milliarden kostet." Dieses Geld fehle in den Regelschulen.

Doch was ist mit Eltern, die ihre Kinder lieber in einer Förderschule sehen? "Von einem Wahlrecht für Eltern steht nichts in der UN-Konvention."

"Die Inklusion ist nicht für jedes Kind die optimale Lösung"

Das geht anderen zu weit, etwa Marianne Falkner. Die mittlerweile pensionierte Direktorin des Walldorfer Gymnasiums will zwar auch, dass "die Gesellschaft Menschen mit Einschränkungen mehr einbezieht". Allerdings hält sie die Vorstellung für "illusionär", dass im Zuge der Inklusion "alle Schulformen für alle geeignet wären". Menschen hätten nun einmal unterschiedliche Fähigkeiten, und das müsse man respektieren.

Deshalb habe sie zu ihrer Zeit auch Henri am Gymnasium nicht aufgenommen. Dazu hätte sie nämlich andere Kinder ablehnen müssen. Und was hat ein Schüler von einem Besuch am Gymnasium, der von vornherein keine Chance auf das Abitur hat, fragt Falkner. Aus ihrer Sicht widerspricht das nicht nur der [Idee des Gymnasiums](#), sondern täusche auch das Kind. "Das ist dann zwar da, aber nicht dabei."

Anders als Ehrhardt glaubt Marianne Falkner noch heute, dass jeder Fall einzeln zu bewerten sei. Manche Kinder profitierten sicher vom Besuch einer Regelschule, andere bräuchten eher den Schutzraum einer Förderschule. Das gelte nicht nur für schwer mehrfachbehinderte Kinder, sondern etwa schon für Stotterer: "Die können während der ersten vier Jahre in einer Sprachbehindertenschule so gezielt gefördert werden, dass sie danach aufs Gymnasium wechseln können. Kommt ein Stotterer gleich in eine Regelschule, kann es für ihn dort sehr ungemütlich werden."

Zusammen lernen

Anteil der Schüler mit Förderbedarf, die eine Regelschule besuchen.

Bremen	85 %
Schleswig-Holstein	69
Berlin	67
Hamburg	66
Niedersachsen	54
Brandenburg	49
Nordrhein-Westfalen	42
Thüringen	42
Mecklenburg-Vorpommern	38
Baden-Württemberg	35
Sachsen-Anhalt	34
Sachsen	33
Rheinland-Pfalz	33
Bayern	31
Hessen	30
Saarland	keine Angabe

Quelle: Kultusministerkonferenz (Zahlen gerundet und von 2017/18) © ZEIT-Grafik/Doreen Borsutzki

Ähnlich argumentiert Corinna Heger, Henris Klassenlehrerin: "Die Inklusion ist nicht für jedes Kind die optimale Lösung." Auch sie glaubt, das man die Sonderschulen "unbedingt noch braucht".

So prallen die Sichtweisen aufeinander, von Pragmatikern wie Heger oder Falkner und von Menschen wie Kirsten Ehrhardt, die für ihren Sohn keinerlei prinzipielle Beschränkungen akzeptieren möchte. Dabei denkt die Mutter, die sich heute in einem Selbsthilfeverein für Inklusion engagiert, schon weit über die Schule hinaus. Denn in zwei Jahren wartet auf Henri die Herausforderung der Berufsfindung.

Klar ist für Henris Eltern, dass ihr Sohn nicht – wie so viele Kinder mit geistigen Defiziten – in einer Behindertenwerkstatt arbeiten soll. Deshalb ist Henri nun mit seiner Mutter im deutschen Bundestag für ein Praktikum bei einem Heidelberger Abgeordneten. Ihr Sohn interessiert sich schließlich für Geschichte und Gemeinschaftskunde, erzählt Ehrhardt, "und wenn ich eine Vision hätte, könnte ich ihn mir gut in einem politischen Tagungshaus oder in einer Gedenkstätte vorstellen." Wenn man Kirsten Ehrhardt so reden hört, denkt man: Bei dieser Mutter ist für Henri nichts ausgeschlossen.

Schwerpunkt Inklusion

Weltmeister im Ausgrenzen: Seit zehn Jahren versucht Deutschland, Förderschüler in den Regelunterricht zu integrieren

Geht alles anders: Henri wollte mit Down-Syndrom aufs Gymnasium und löste eine bundesweite Debatte aus. Was wurde aus ihm?^[L1]_{SEP}

"Wir brauchen neue Vorbilder": Was sich ändern muss, damit auch die Arbeitswelt inklusiver wird. Gespräch mit einem Unternehmensberater